

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

137 (16.6.1915) Unterhaltungs-Beilage





# Unterhaltungs-Beilage



Karlsruhe, 16. Juni

des „Volksfreund“

Nummer 137 — 1915

## Die Stimmung in Belgien.

Von Herbert Eulenberg.

„Nun? Wie sieht es in Belgien jetzt aus? Hat sich die Stimmung gehoben? Ist das Verhältnis der Einwohner zu unseren Truppen besser geworden?“ Mit solchen Fragen beschloß mich, als ich von Lüttich kam, ein guter, behäbiger Bürger, der in Lachen zu mir in den Zug geleitet war. Ich konnte nicht, was ihm und mir am liebsten gewesen wäre, schlankweg mit „Ja!“ antworten. Gewiß! Unsere Soldaten sollen sich, namentlich im flämischen Teil Belgiens, wo vielfach, wie in Antwerpen, niederdeutsche Marineinfanterie liegt, mit den untersten Volksklassen, deren Sprache sie, wenn auch nicht gleich sprechen, so doch schnell verstehen lernen, gut vertragen. Stellenweise sogar sehr gut. Das Volk steht ja immer zum Volk und wird in seiner einfachen, ursprünglichen und unverdorbenen Menschlichkeit leicht miteinander auskommen. Anders der Mittelstand. Er liest Zeitungen, er bildet sich seine Urteile, das heißt, er läßt sie sich einreden und schwört dann darauf als auf seine feste innere Ueberzeugung.

Man täusche sich darum nicht durch einen uns anerkennenden Aufsatz oder ein paar wohlgemeinte Redensarten über die wahre Geminnung der bürgerlichen Bevölkerung Belgiens gegen uns. Sie ist noch keine freundliche geworden. Man soll sich nicht darüber ärgern, wie man sich nicht darüber zu verwundern braucht. Die Leute lernen uns augenblicklich nur von einer Seite kennen, nur von der militärischen, die ihrer Art nach schroff ist. So wenig, wie man sich von dem geistigen Leben, das Deutschland durchfließt, im Anblick der jetzigen Zeit ein richtiges Bild machen kann, so wenig vermögen die Belgier nach der Lage des Tages uns zu beurteilen und gerecht zu werden. Ihr Land ist von uns zu einem großen Seerlager gemacht worden. Aber in unserem Lager allein ist nicht Deutschland, wie zu Madagaskars Zeiten Oesterreich in dem feinen war. Wir haben im Kampf um unser Dasein ihr schönes Land, das bisher vor allem dem Handel und Gewerbe diente, zu einem Kasernenhof und einer riesigen militärischen Etappenstation machen müssen. Sie haben es gewollt. Sie haben den Krieg mit uns aufgenommen und leiden nun wie kein andres Volk unter ihm. Ihre vorgefaßte Meinung, daß bei uns der Militarismus über alles herrsche, wird durch den beständigen Anblick unserer Truppen, die wie die Scharen des Friedländers einst das böhmische Seerlager, jetzt ihre Provinzen durchfluten, formidabel gefährt. Sie glauben nicht anders, als ob dieser Ausnahmezustand, wo jeder dritte Mann Soldat ist, bei uns der gewöhnliche sei, als ob wir tagaus, tagein nichts andres täten von früh bis spät wie exerzieren, marschieren und marschieren. Und ganz vernünftige und gereifte Menschen fragen einen wohl höchst erstaunt, wenn man ohne Uniform durch Belgien reist und mit ihnen redet: „Was! Gibt es noch Zivilisten in Deutschland?“

Es ist klar, daß die Belgier als Angehörige eines vollkommen unmilitärischen Volkes durch diese eine einzige soldatische Seite, die ihnen Deutschland heute zuehrt, uns vorläufig, nur noch mehr entfremdet wird. Lassen wir es ungerührt und verbittert! Manche unserer Offiziere, die ihren Posten in den Etappen und Gouvernementsverwaltungen, voll des besten Willens, mit der Bevölkerung Belgiens gut auszukommen, angetreten haben, sind verstimmt und verlezt worden durch diesen beständigen vorfinden Widerstand und die Abneigung, die man ihnen entgegensetzte. Sie sollen es nicht werden. Sie sollen sich nicht verargern lassen durch die mehr oder minder gut verdeckte Feindseligkeit eingeschüchterter oder verbitterter Menschen, die sich ein ganz falsches Bild von uns und unserm Weien gemacht haben. Sie sollten der Meinung des vortrefflichen Gouverneurs der Stadt und Provinz Namur, des Freiherrn v. Hirschberg, folgen, die da heißt: „Freundlich, aber fest.“

Sicherlich, der Dienst hinter der Front bedarf oft ebenso sehr der Nervenkraft und der Ausdauer, die sich nicht müde machen läßt, als der in der vordern Schlachtreihe. Die Etappe ist wahrhaftig nicht nur der Ruheposten und die Sinekure, als die man sie gern ansieht und oft bespöttelt. Hier kann man nicht minder etwas leisten, nicht minder versagen, als vorn an der Spitze. Und besonders in Belgien ist der Gegner, den das Militär in der Etappe vor sich hat, das ist die Bevölkerung des Landes, die auch ungefährlich, so doch kaum weniger schwierig zu behandeln als die Feinde in den Schlachtlinien. Jeder einzelne unserer Soldaten und Führer, der an solcher Stelle draußen steht, erfährt dies sehr bald an sich. Jeder einzelne kann sich hier durch Takt und durch maßvolle Haltung hervor tun. Uebertriebene Liebenswürdigkeit wäre gleich falsch wie unnötige Schroffheit.

„Diese Leute sind oft wie Kinder“, hat Freiherr von Biffing, der Generalgouverneur Belgiens, von den Belgiern gesagt. Gewiß. Ihre Vaterlandsliebe hat gern etwas zur Schau getragenes Jüngenhaftes. Sie lebt sich aus in schwarz-gelb-roten Bändchen oder Denkmünzen von König Albert, die sie in ihren Knopflöchern tragen. Oder sie zeigt sich in dem zähen Festhalten an ihrer alten Zeiteinteilung. Als ich in einem Gasthaus in Namur zu Mittag aß, füllte sich der Speisesaal erst gegen drei Uhr. „Wie kommt das?“ „Es ist ein Uhr!“ sagt der Kellner, und mit unterdrücktem Stolz fügte er hinzu: „A'heure belge!“ Oder diese Vaterlandsliebe gibt sich kund, indem man, wie in Lüttich, als ich dort war, den Geburtstag des Königs — Alfonso feierte und alles mit den spanischen Kostümen herumließ. „Spanien hat uns in den Zeiten der Not beigegeben. Laßt uns zum Dank dafür den Ge-

burtstag seines Königs begehen!“ stand in den Schaufenstern zu lesen.

Aber diese harmlose kindliche Art ihres Patriotismus hat auch ihre ernste Seite. Viele, sehr viele Belgier scheuen sich nur darum, mit uns Deutschen ungezogen und freundlich umzugehen, weil sie das Strafgericht ihrer Volksgenossen fürchten, das nach einem etwaigen Abzug der Deutschen, den sie noch immer nahe bevorstehend glauben, dann über sie losbrechen würde. Solche, die es trotzdem wagen, Geschäftsmänner oder Frauen, die einen aus Erwerbssucht, die andern aus Zuneigung, bekommen fortwährend anonyme Briefe und werden geradezu mit Drohungen wie diesen bombardiert: „Warte nur, Schurke! Der Tag der Vergeltung wird kommen. Die ganze Straße wird dich verprügeln, bis du nach Deutschland hinken mußt.“ oder: „Gnädiges Fräulein! Sie sind mit einem deutschen Offizier gesehen worden. Schämten Sie sich nicht, Sie? Zittern Sie! Man wird Sie Spiebruten laufen lassen, wenn der Tag der Rache naht.“

Man sieht ein, daß auf solchem zerflühten vulkanischen Boden noch nicht das Kränchen Vertrauen und Freundschaftlichkeit wachsen kann. Daran soll man es sich vorläufig genug sein lassen. Man muß diese meist harmlosen Bürger von Brüssel und Antwerpen, die jetzt nur in anderer Tracht, aber sonst noch in der alten lebensfrohen und sportlustigen Weise, wie Goethe sie in seinem „Egmont“ schildert, über die Straße schlendern, man muß sie gesehen haben, wie sie mit verdugten Gesichtern halb erschrocken, halb bewundernd den Aufzug unserer Nachtparade oder den taktmäßigen An- und Abmarsch einer Patrouille betrachten. Zumeilen hört man dann auch irgendeinen heutigen Krämer Soest oder Schneider Zetter wieder feußen und sagen: „Unser Militär war doch ein lustiges Volk: sie nahmen sich was heraus, standen mit ausgegrähten Beinen da, hatten den Hut überm Ohr, lebten und ließen leben. Diese Kerle aber sind wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt. Es schneit einem das Herz ein, wenn man so einen Kauten die Gassen hinab marschieren sieht. Kerzengrade, mit unverwandtem Blick, ein Tritt, soviel ihrer sind.“

Was so im „Egmont“ von den Spaniern geredet wird, stimmt wörtlich mit dem überein, was sie heute dort von uns zu sagen wissen. Wir müssen uns darum mit dem alten Satz: „Oderint dum metuant“ trösten, den wir höchstens höflich umschreiben dürfen: „Sie mögen uns achten, wenn sie uns nicht lieben können.“ Eine angenehme Enttäuschung erlebt derjenige Deutsche an den Belgiern, der da glaubt, daß sie eine besonders große Zuneigung für ihre westlichen Verbündeten empfinden. Das ist durchaus nicht der Fall. „Wir wollen weder Franzosen noch Engländer werden“, erklären sie immer wieder, mit Entschiedenheit über sich ein Ansetzen: „Wir wollen Belgier bleiben.“ Sie vertreten also einen ganz ähnlichen Standpunkt, wie viele Schlaf-Rohrtrinker, die gar nicht zu Frankreich zurück, sondern nur möglichst selbständig bleiben wollen. Dies ist vielleicht ein Wegweiser in der schwierigen Frage nach der Zukunft Belgiens.

Im übrigen müssen wir ruhig warten, bis die Zeit die Gegensätze zwischen uns und ihnen nach und nach ausgeglichen hat. Und ein jeder, der dieser größten Heilerin dabei behutlich, nicht aufdringlich, zur Hand geht, erwirbt sich ein wahres Verdienst an dem sittlichen Ansehen unfres auch so viel geschmähtes Volkes. Es ist ein ergreifender Anblick, wenn man, was jetzt sehr häufig vorkommt, unsere feldgrauen Soldaten in den belgischen Kirchen beten, ja zuweilen sogar beichten sieht. Wunderbare Gedanken ziehen einem bei solchem Anblick durch den Kopf. Der Glaube an den Frieden, an die Versöhnung der Völker, der einem an dem erbitterten Feuerring der Front verloren ging, kehrt wieder. Man sieht, daß es nur irdische, nur vorübergehende Mißverständnisse sind, die einen solchen Kriegszustand, wie wir ihn wirkend oder leidend erleben, geschaffen haben, daß ein Frieden kommen muß, der vieles ausgleichen wird, was uns jetzt unerbittlich und unüberbrückbar erscheint. Noch können wir im eroberten Belgien nichts anderes wie Notverbindungen zwischen uns und ihnen bauen, ähnlich den vorläufigen Brücken und Steigen, die wir zwischen die zerprengten Uebergänge über die Maas angelegt haben. Aber der Tag wird kommen — und der Träumende sieht ihn schon wie der schlummernde Egmont in der Vision vor sich — wo die Tragödie, die uns das heutige Belgien vorspielt, enden wird und eine neue Friedenskunst die verfluchten Völker zu neuen Tagen trägt.

## Aus feldpostbriefen.

Ein Tag im Fesselballon.

Von dem Mitglied einer Feldluftschifferteilung erhielt das „Berliner Tagbl.“ folgende interessante Schilderung aus Polen:

Es ist noch vor Morgengrauen, und es liegt eine dicke Dunstschicht über der Ebene, während der klare Himmel einen guten Beobachtungstag verspricht. Der Weg zum Aufstiegsplatz geht über Ader, dann und wann durch verlassen russische Schützengraben, die durch aufgewühlte Erdböcher und herumliegende, zerfetzte Drahtverhaue noch die Spuren der letzten schweren Kämpfe erkennen lassen. Kein Laut durchbricht die Morgenstille und unsere Artillerie schweigt noch. Bald taucht vor uns die gelbe Hülle des verankerten Fesselballons auf, gleichzeitig erscheinen zu Pferde unsere Offiziere, und nun beginnt unsere Tätigkeit. Das in der Nacht entwundene Gas wird nachgefüllt, alle Leinen und Dröhen auf ihre Festigkeit nochmals geprüft; in dessen ist der Korb ausgerüstet, angeheißelt und das Drahttafel an die verankerte Winde angegeschlossen. Der Beobachtungsoffizier erhält vom Abteilungsleiter seine letzten Instruktionen, steigt in den Korb, und langsam erhebt sich der Ballon in die Lüfte, ungefähr auf eine Höhe von 300 Meter. Es ist inzwischen 9 Uhr geworden, die Sonne hat sich Bahn gebrochen, und blau wölbt sich der Himmel über der polnischen

Ebene. Nach kurzer Zeit ist der Beobachter im leise schwankeuden Korbe im Bilde, und die Meldungen in die sämtlichen Batterien des Korps, und sehr bald zeigen einzelne Schüsse der 21-Zentimeter-Körpers, daß der Beobachter ein gutes Objekt, anmarschierende russische Kolonnen, zur Beschießung gefunden hat, und die darauffolgenden Mollsalben zeigen, daß das Ziel erfaßt und unsere Artillerie ihre widerbringenden „Kohlenkisten“ den Russen als Morgengruß entgegenjendet. Der Wind ist stärker geworden, die letzten Rebell sind verschwunden, aber unser Beobachter muß heruntergehen, da der Luftinhalt im Korbe durch die stärker werdenden Schwankungen recht ungenügend geworden ist. Seine Ablösung läßt sich nicht durch das etwas bleiche, an Seekrankheit erinnernde Aussehen des Kameraden abhalten, die günstige Beleuchtung zu photographischen Geländeaufnahmen auszunutzen, und bald geht der Ballon wieder hoch.

Nach einiger Zeit geht der Ballon zur Auswechslung der Platten, die sofort dem Abteilungsphotographen übergeben werden, nieder und erhebt sich dann zu einer Höhe von etwa 500 Meter, um ein weiteres Gesichtsfeld zu erhalten. Wir haben von dieser Höhe eine Fernsicht von 20 Kilometer. Deutlich können wir das Wundungsfeuer der russischen Batterien beobachten, und bald gibt der Beobachter unserer Artillerie die Stellung auf der durch die Photographie verbesserten Karte haargenau an. 10-Zentimeter-Kanonen sind bald eingeschossen, der dritte Schuß sieht schon, bringen dem Feinde schwere Verluste bei, und bald verstummt das Feuer der vom Beobachter entdeckten Batterie. Der Russe sieht in unserem Ballon den Entdecker seiner gut maskierten Stellung, und ein 5-1-1 deutet darauf hin, daß er jetzt uns mit einigen in die Infanterielinie vorgeschobenen Geschützen aufs Korn nimmt. Hinter uns einschlagende Granaten, größtenteils Windgänger, bringen eine kleine Abwechslung. Der Ballon wird mit großer Geschwindigkeit auf die Höhe von 700 Meter gebracht, der Winde- und andere Geräterwagen sind indessen bespannt, und wir müssen unter dauernder Verfolgung durch feindliche Artillerie im Galopp etwa 1000 Meter zurück. Hier sind wir gesichert, bald hat der Beobachter die Stellung der feuernden Geschütze ausfindig gemacht, und einige Treffer unserer Körper bringen diese zum Schweigen. Ein feindlicher Pfeiler ist aufgestiegen, um uns auch aus unserer jetzigen Stellung zu vertreiben, doch tun unsere Abwehrkanonen ihre Schuldigkeit und zwingen ihn zur Umkehr. Der Himmel ist jetzt bedeckt mit den Wälkchen der um ihn plätschernden Schrapnell, deren Detonation bis zu uns herüberdringt; mit einer köhnen Schloße geht er aber höher und ist bald unseren Blicken entzunden.

Es ist unterdessen schon dämmerig geworden, die Abendnebel der fumpfigen Gegend verschleiern das Gesichtsfeld und zwingen uns, den Ballon herunterzuziehen. Er wird herabgelassen, mit Sandfäden beschwert und fest benannt, die Ballontafel tritt unter Gewehr, während wir den Marsch ins Quartier antreten, um uns an den Zeugnissen unserer Gulaschkanon zu laben und die aus der Heimat eingetroffene Post unserer Lieben zu empfangen.

## Dermisches.

Der „Propagandater“ in Paris. Wie der Schweizer Schriftsteller E. Behrens der „Frankf. Ztg.“ zufolge schreibt, wird den in Paris befindlichen Vorkorrespondenten der mit Frankreich verbündeten oder neutralen Länder an jedem Sonnabendmittag von 6-8 Uhr vom Ministerium des Neuzern ein sogenanntes „thé de propagande“ angeboten. Die eingeladenen Journalisten versammeln sich an dem genannten Tage in einigen vornehmen Sälen eines Hauses der Rue Edouard VII., einer Seitenstraße des Boulevards des Capucines, wo regelmäßig etwa 50 Personen zusammenzutreffen und sich in allen möglichen Sprachen (mit Ausnahme der deutschen) unterhalten. Man findet dort: französische, englische, amerikanische, rumänische, bulgarische, griechische, indische, japanische und südamerikanische Pressevertreter, doch hat bei aller Verschiedenheit der Sprache „dieser polyglotte Kreis“, wie Behrens sagt, „ein Wort gemeinsam, das wie eine Parole höherer und herüberfließt: „Boches!“ Auf den Tischen liegen Zeitungen und Zeitschriften aus allen Herren Ländern, und an den Wänden stehen, bis an die Decke hinaufreichend, Bücherregale, die mit deutschfeindlichen Propagandaschriften vollgefüllt sind. In diesen Schriften werden vor allem die deutschen „Greuel“ eingehend geschildert, und um die Vorstellung von den Deutschen Barbareien möglichst deutlich erscheinen zu lassen, liegen Hunderte von Photographien zur Hand, die die gebräuchlichsten Greuelberichte entsprechend illustrieren. Dazwischen werden den Gästen des Ministeriums Tee, Kognak, Wein und die feinsten Cigarraren gereicht. Von Interesse ist, was Behrens über die Besprechung sagt, die dem „Neuzern, Krümmen, verschlungen und links in der Ecke stehenden“ Japaner zuteil wird. Mit vorlegemem Vorschlag sucht er bei einer Gruppe nach der anderen mitzuhören, „aber immer wieder zieht er den Kopf zurück, weil die europäischen Kollegen bei dem unerwartet auftauchenden Asiatengesicht in Schweigen verfallen.“

## Heiteres.

Lieber Simplichismus!

Bitters Freund Adbes ist bei dem Hir und Her des Schühengrobengefehtes gefangen genommen worden. Die Trauer um den Vermissten schwindet schnell, als Bitter bei Beginn der Dunkelheit seinen Freund rufen hört: „Bitter, Bitter, best du noch do?“ „Ja, ich bin he, wo best du dann hengelomme?“ „Och, ech han fünf Franzuse gefange genomme!“ „Donnerheil, Adbes, da bring je doch herom!“ „Leve Jung, et geit nit, die verdammt Adbes halde mech fast!“

Jüngst sah in einem Breslauer Café ein verwundeter österreichischer Offizier einer Mörzerteilung. Eine hinzutretende starke Dame sah, an seinem Tische Platz nehmen zu dürfen, und senkte sich nieder. „Jetzt hätte ich mich beinahe auf ihren schönen Tschako gesetzt!“ schrie sie entsetzt auf. „Nun, so bin ich glücklich meine Gnädigste, daß wir keine Fideleihen tragen!“ beruhigte sie der liebenswürdige Oesterreicher.

\* Aus der „Vossischen Zeitung“.

